

Verlag Bibliothek der Provinz

André Navarra

und die Meisterschaft des Bogens

herausgegeben von Tobias Kühne, Florian Kitt und Valentin Erben

ISBN 978-3-85252-136-7

© Verlag Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Druck: Plöchl Druck-Ges.m.b.H., A-4240 Freistadt

Diese Neuauflage wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung von Heinrich Schiff.

© Foto Schutzumschlag: André Navarra, Photos Gordon Clarke, Sydney, Australien

André Navarra
und die Meisterschaft des Bogens

Wiener Gespräche
und Erinnerungen seiner Schüler

VORWORT

André Navarra – welcher seiner Schüler könnte ihn je vergessen! Wir, die wir das Glück hatten, bei ihm lernen zu dürfen, sehen ihn noch vor uns, wie er im großen Kreise seiner Schüler sitzt und voller Konzentration besonders die Bogenwechsel des gerade spielenden Kandidaten beobachtet. Wir hören noch seine unverwechselbare Stimme, wenn er seine Meinung über das Gehörte äußerte.

Fünfzehn Jahre lang kam er jeden Monat für einige Tage nach Wien, um an der Musikhochschule zu unterrichten. Natürlich saß man am Abend oft mit ihm zusammen, und er erzählte viel von den Begebenheiten seines reichen und bewegten Lebens. So entstand der Wunsch, doch einiges von diesen Erlebnissen festzuhalten. Ausgerüstet mit einem Aufnahmegerät suchten wir ihn zu dritt – Valentin Erben und Stefan Gergely vervollständigten die Runde – im Wiener Hotel Astoria auf, seinem ständigen Absteigequartier, und ließen ihn erzählen. Das war zu Beginn des Jahres 1982.

André Navarra starb am 31. Juli 1988 in Siena am Tage vor dem Beginn seines Kurses. Die Beerdigung fand am 5. August im Süden Frankreichs statt, in Sainte Colombe, wo er in freien Wochen so gerne weilte. Bedingt durch die Sommerferien erreichte die Nachricht nur wenige seiner Schüler rechtzeitig.

Inzwischen sind schon wieder Jahre vergangen. Nach wiederholtem Anhören der damaligen Aufnahme fanden wir den Inhalt von so allgemeinem Interesse, dass wir uns entschlossen, diesem Interview eine schriftliche Form zu geben. Außerdem sammelten wir Beiträge seiner ehemaligen Schüler sowie Bildmaterial. So ist nun ein kleines Buch entstanden. Da Cellisten nie über viel freie Zeit verfügen, dauerte diese Arbeit recht lange. Den vielen Helfern sei hier herzlich gedankt, ganz besonders Annette und Florian Kitt, ebenso Christine Vitoux-Erben und Anne Brincourt für ihre wertvolle Hilfe bei der Übersetzung.

Sicher werden alle diejenigen, die den Maître noch persönlich gekannt haben, dieses Buch gerne in die Hand nehmen. Mit der Herausgabe ist aber auch der Wunsch verbunden, die Erinnerung an einen der ganz großen französischen Cellisten lebendig zu halten.

Tobias Kühne
Wien, 1998

ANDRÉ NAVARRA ERZÄHLT

Gespräche in Wien, Anfang 1982
Übertragen aus dem Französischen

Obwohl mein Name vielleicht eher anderes vermuten lässt, war mein Vater gebürtiger Franzose, und zwar aus Toulouse. Er kam aus einer italienischen Familie, die wahrscheinlich zur Zeit der Annexion von Savoyen aus Neapel nach Frankreich eingewandert war.

Meine Mutter hingegen stammte aus der Region »Les Landes«, und wir nehmen an, dass sie spanischer Abstammung war, sind aber nicht ganz sicher; ihr Familienname war »Junca«.

Mein Vater und meine Mutter hatten sich damals in Mont-de-Marsan kennengelernt, als mein Vater in einer Art Wanderorchester spielte, das an den verschiedensten Plätzen auftrat: in Restaurants, Brasserien, Bars und überall sonst, wo Musik verlangt wurde. Er reiste auch viel, vor allem im Südwesten Frankreichs und in Spanien, glaube ich.

1910 heirateten die beiden und zogen bald darauf nach Biarritz, wo mein Vater im Orchester des dortigen Kasinos engagiert worden war.

Biarritz war damals ein berühmter Kurort, in dem sich alle Welt traf; mein Vater erzählte mir einmal, dass er dort sogar König Alfons XIII. von Spanien gesehen habe.

Am 13. Oktober 1911 wurde ich in Biarritz geboren.

Wie man mir erzählt hat, sind wir bis 1914, bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, dort geblieben. Mein Vater wurde gleich in den ersten Kriegstagen zum Militär eingezogen, und so kam ich mit meiner Mutter und meinem Onkel in das Dorf, aus dem meine Mutter stammte, ein Dorf mit dem sehr schönen Namen Sainte Colombe.

Heute habe ich dort selbst ein Haus, in dem ich mich besonders gerne aufhalte.

Ich verbrachte den ganzen Ersten Weltkrieg auf dem Lande und lebte dort in sehr einfachen Verhältnissen mit den Bauern. Ich hütete Kühe und Schweine und hatte eine wirklich schöne Kindheit. Ich weiß zwar nicht, ob ich das alles schon damals als so angenehm empfand, aber aus heutiger Sicht finde ich, dass jene Zeit sehr schön war.

Als der Krieg zu Ende war und mein Vater aus vierjähriger Gefangenschaft zurückkehrte, zogen wir nach Toulouse, wo er Arbeit gefunden hatte. Dort fragte er mich eines Tages – er stammte selbst aus einer Musikerfamilie und er war unsicher, ob auch ich mich der Musik widmen sollte –

welches Instrument ich gerne spielen würde. Irgendwo musste ich einen Cellisten gehört haben, dessen Ton mir gefallen hatte, denn ich antwortete, dass ich am liebsten Cello lernen würde. »Gut«, sagte mein Vater, obwohl ich später hörte, dass ihm Geige lieber gewesen wäre, denn dieses Instrument hätte ihn weniger gekostet als das Cello.

ACADÉMIE DE TOULOUSE	RÉPUBLIQUE FRANÇAISE INSTRUCTION PRIMAIRE	DÉPARTEMENT DE LA HAUTE-GARONNE
----------------------------	--	---------------------------------------

CERTIFICAT D'ÉTUDES PRIMAIRES

L'Inspecteur d'Académie du département de la Haute-Garonne, Officier de l'Instruction publique, Chevalier de la Légion d'honneur,

Vu l'article 6 de la loi du 28 mars 1882, modifié par la loi du 11 janvier 1910;
 Vu le décret du 27 juillet 1882;
 Vu le décret du 18 janvier 1887;
 Vu l'arrêté du 18 janvier 1887;
 Vu l'arrêté du 19 juillet 1917;
 Vu l'arrêté du 25 janvier 1895;
 Vu l'arrêté du 1^{er} février 1924;

Vu le procès-verbal de l'examen subi par M. Navarra André dans les conditions déterminées par les arrêtés susvisés;

Vu le certificat en date du 18 juillet 1924, par lequel la Commission cantonale de Toulouse (Centre), siégeant pour la session de 1924, atteste que M^{le} Navarra André, Nicolas, né le 13 octobre 1911 à Beauregard, département de Basse-Garonne, a été jugé digne d'obtenir le Certificat d'Études primaires, avec la mention

Délivré à M. Navarra
 le présent Certificat d'Études primaires, pour servir et valoir ce que de droit.

Signature du Titulaire  Toulouse, le 18 juillet 1924.
 P^r l'Inspecteur d'Académie,
 L'Inspecteur primaire, Déjeu



(1) Nom et prénoms.

Ich war damals neun Jahre alt und durfte am Conservatoire von Toulouse mit dem Cellounterricht beginnen, wo ich das Glück hatte, an einen ausgezeichneten Lehrer namens Ringeisen zu geraten, der mir die Grundlagen des Cellospiels wirklich sehr gut beibrachte. Ringeisen war ein durch und durch integrierter Mann, der keine überflüssigen Komplimente machte und es auch ablehnte Dilettanten zu unterrichten.

Man erzählte sich damals folgende Geschichte über ihn: Ringeisen sollte einen ziemlich vermögenden Mann unterrichten, der zu ihm kam, und ihm den »Schwan« von Saint-Saëns vorspielte. Kaum hatte er zu spielen begonnen, unterbrach Ringeisen ihn und riet ihm, nur ja die Finger von diesem Stück zu lassen, da es doch ein *besonders* schwieriges Werk sei. Natürlich ist dieser Schüler dann nie wieder zu einer weiteren Unterrichtsstunde gekommen.

Dies nur, um zu zeigen, dass Herr Ringeisen doch recht streng war.

Ich ging also ins Conservatoire, so wie ich war, gänzlich ahnungslos, ich hatte ja noch nie ein Cello in der Hand gehabt.

Ringeisen gab mir ein Cello zwischen die Beine – ich war direkt aus der Schule gekommen und trug, wie es damals bei den Buben Mode war, einen Kittel über den Latzhosen mit einer Art Puffärmeln –, worauf er zu mir sagte: »Wenn Sie nach Hause kommen«, (er duzte mich niemals in all den Jahren), »sagen Sie Ihrer Mutter, dass sie Ihnen einen anderen Kittel gibt, denn bei diesem kann ich Ihre Ellbogen nicht sehen.«

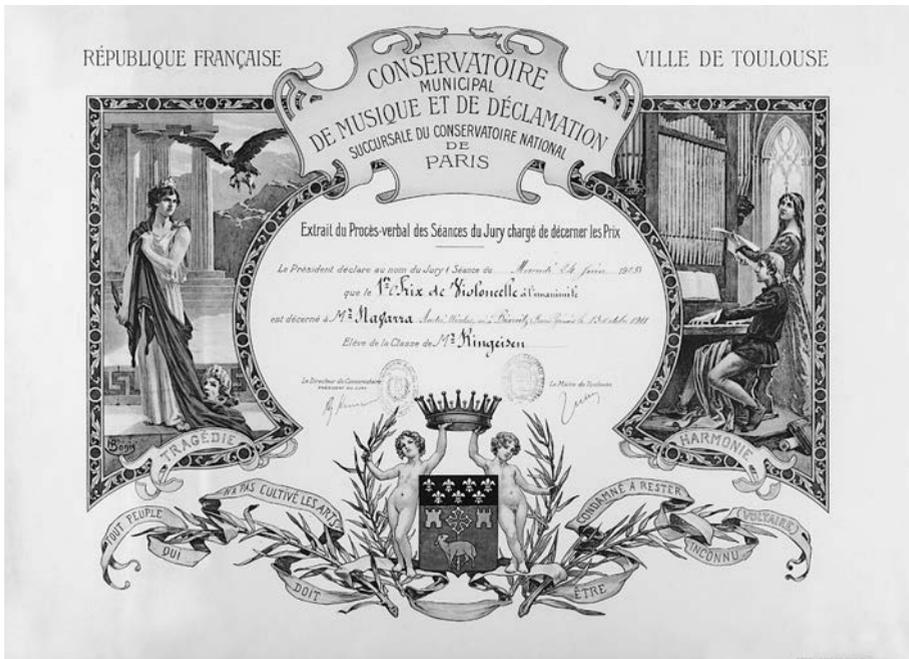
So begann ich also wie jeder mit leeren Saiten; ich hatte zweimal in der Woche Unterricht – und ich machte Fortschritte.

Eines Tages meinte mein Lehrer, dass es an der Zeit sei, das »Sautillé« zu lernen, einen Bogenstrich, der, wie er sagte, in der Mitte des Bogens zu machen sei; dabei sollte ich den Bogen auf die Saite legen und das Handgelenk ein wenig bewegen, dann würde der Bogen schon springen. Das habe ich dann gemacht, und siehe da, es funktionierte. Ich erinnere mich noch sehr genau an diese Begebenheit, denn er sagte auch: »Sehen Sie, man muss das gar nicht üben«, was ich mir natürlich zu Herzen genommen habe. Wie gesagt, ich war damals neun Jahre alt.

Bis zu meinem 13. Lebensjahr blieb ich am Conservatoire in Toulouse. Wir lebten recht bescheiden, mein Vater spielte Kontrabass, und meine Mutter arbeitete, soweit ich mich erinnere, in einer Schneiderei. Als ich meine Prüfung bestanden hatte, sagte der Direktor des Conservatoire zu meinem Vater, dass ich unbedingt weiter studieren solle, dass man mich dazu aber nach Paris schicken müsse – und damit begann das Familiendrama.

Zuerst einmal wusste man nicht, wovon man meinen Lebensunterhalt in Paris bestreiten sollte, außerdem war ich das einzige Kind, und meine

Mutter wollte mich nicht weglassen – es ging wirklich recht dramatisch zu. Endlich fand sich eine Lösung: Ich bekam eine Stelle in einem kleinen Filmtheater in Paris. Ich ging also mit nur dreizehn Jahren dorthin und besuchte dann auch das Conservatoire, welches ich allerdings nach einem Jahr bereits wieder abschloss.



Ich bekam also diese Stelle in einem kleinen Kino, in dem Stummfilme gespielt wurden (und das es übrigens immer noch gibt!); wir waren dort zu dritt, eine Pianistin, die mit einem Schleier spielte, eine Geigerin und ich am Cello.

Ich erinnere mich, dass man, als ich zum ersten Mal hinkam, einen Film über Siegfried spielte mit einem damals sehr berühmten deutschen Schauspieler, und auf dem Notenpult lag der ganze Wagner: Walküre, Siegfried und alles, was dazugehört – keine leichte Aufgabe für einen Dreizehnjährigen. Ich saß gegenüber der Leinwand und wollte natürlich den Film sehen, die Musik von Wagner war mir viel weniger wichtig.

Dadurch lernte ich nun außerordentlich gut vom Blatt zu spielen – später hat diese Fähigkeit dann wieder etwas nachgelassen, und jetzt bin ich unfähig, zwei Noten hintereinander zu lesen. Damals brachte mich meine Neugier aber dazu, vier oder fünf Takte mit einem Blick zu erfassen, nur um dann die Augen gleich wieder beim Film haben zu können.

Wie gut ich vom Blatt lesen konnte, zeigt folgende Geschichte: Es gab damals einen spanischen Komponisten, an dessen Namen ich mich nicht mehr erinnere, der ein Cellokonzert geschrieben hatte und mich Fünfzehnjährigen bat, das Stück zu lernen, um es ihm dann vorzuspielen. Ich dachte mir nicht viel dabei und ließ das Stück in einer Ecke liegen, bis er auf einmal bei mir erschien – ich hatte ja noch kein Telefon – und mich fragte, wie ich denn das Stück fände, ob es mir gefiele. Ich antwortete: »Sehr gut«, worauf er mich aufforderte, mit ihm nach Hause zu kommen und es ihm vorzuspielen – ich selbst besaß kein Klavier. Ich ging mit und spielte das ganze Konzert vom Blatt, worauf er mich umarmte und sich überschwenglich bedankte, dass ich sein Konzert so gut studiert hätte, dabei hatte ich es nur vom Blatt gelesen.

Jahre später, als ich bereits als Lehrer ans Conservatoire berufen worden war, saß ich einmal mit Maurice Maréchal beim Essen, und wir sprachen über das Blattlesen. Er erzählte, dass Casals in den zwanziger Jahren für den Pariser Concours ein Stück zum Vom-Blatt-Spielen geschrieben habe, und bisher sei es noch keinem gelungen, dieses Stück fehlerlos zu spielen.

Wir ließen es uns gut schmecken, und Maréchal meinte, dass ich mich sicher auch irren würde, wenn ich das lesen sollte. Ich schlug vor, dass man das ja einmal ausprobieren könne. Mein Auge war damals vom Orchester – wo ich ja immer vom Blatt spielen musste – gut trainiert und ich spielte das Stück tatsächlich ohne Fehler, ohne mich ein einziges Mal zu irren.

Heute wäre ich nicht mehr in der Lage, so etwas zu machen, mein Auge reagiert einfach nicht mehr so wie damals, als ich noch mindestens vier Takte vorauslesen konnte, um Zeit zu haben, mir den Film anzusehen!

Wenn ich heute meinem Sohn Michel die Stätte zeige, an der ich damals mit der charmanten, verschleierte Pianistin Erfolge feierte, sagt er: »Ja, ja, ich weiß, das hast du mir schon oft erzählt!« Und wenn wir dort sind, dann sagt er: »Du brauchst mir nichts zu erzählen, ich weiß, dort hast du angefangen«. Wie immer haben die Kinder großen Respekt vor der Vergangenheit ihrer Eltern!

Eines Tages hatte mir übrigens der Direktor des Kinos gesagt, dass doch während der Pause auch etwas Musik gemacht werden sollte, jemand sollte spielen, und gleichzeitig würde man Farben auf die Leinwand projizieren.

Die Dame mit dem Schleier, die auch die musikalische Leiterin war, hielt das für eine gute Idee und forderte mich auf, irgendetwas zu spielen, was ich dann auch tat, so gut ich konnte.

Zuerst gab es Blau, da geschah noch nichts, dann Rosa – und als dann Grün kam, piff man bereits laut, und ich konnte nicht einmal mein Stück beenden, denn offensichtlich dachte man, es sei eine Panne. Der Film

musste sofort weitergehen, und ich sage immer, dass das der größte »Erfolg« meiner Laufbahn gewesen sei.

Ich hatte also meine Abschlussprüfung am Conservatoire glücklich bestanden und begann, mich im Berufsleben umzusehen.

Ich hatte in Paris keinen Unterricht mehr, obwohl es einen Cellisten gab, den ich besonders bewunderte: Das war Maurice Maréchal, bei ihm hätte ich gerne Unterricht gehabt, als ich ihn aber deshalb besuchte, lehnte er ab und meinte, er hätte nicht genügend Zeit, da er sehr viel reise.

Es gab außerdem noch materielle Gründe, die mich daran hinderten, weiter Unterricht zu nehmen. Ich wäre nämlich auch gerne zu Julius Klenkel nach Leipzig gegangen, es gab aber damals noch keine Stipendien, um Studenten bei einem solchen Unternehmen zu helfen und mir fehlten durchaus die Mittel, um mir ein Studium im Ausland leisten zu können.

Ich arbeitete also allein weiter; ich hatte auch keine besondere Lust, bei meinem alten Lehrer am Conservatoire, Jules Loeb, zu bleiben, der zwar sehr nett war, von dem ich aber nicht sagen konnte, dass ich für ihn eine besondere Bewunderung empfand.

Wie alle jungen Leute wollte ich nun natürlich spielen, also ging ich – nach gründlicher Vorbereitung – zum Probespiel beim Orchestre Colonne, das damals recht bekannt war und von Gabriel Pierné geleitet wurde.

Es handelte sich um die Chance, als Solist mit dem Orchester aufzutreten, und Gabriel Pierné sagte nach meinem Vorspiel: »Mein Lieber – nächstes Jahr werden Sie mit mir spielen!« Ich war damals erst sechzehn und habe dann wirklich mit siebzehn Jahren zum ersten Mal mit Orchester gespielt – das Konzert von Lalo, unter der Leitung von Gabriel Pierné.

In der folgenden Zeit hatte ich dann ein wirklich entscheidendes Erlebnis:

Eines Tages war ich mit dem Quartett, bei dem ich zu dieser Zeit spielte, in Berlin, und da gab es ein Konzert mit dem Geiger Carl Flesch, von dem ich damals noch nie etwas gehört hatte. Ich ging ins Konzert, einfach um zuzuhören. Er spielte eine Sonate von Max Reger und zwei Beethoven-Sonaten, die Frühlingssonate und die Kreuzersonate.

Zuerst war ich überrascht und dann verblüfft, denn wie dieser Mann seinen Bogen behandelte, das war unglaublich, man hatte den Eindruck, dass der Bogen unendlich war. Niemals hörte man einen Bogenwechsel, ob an der Spitze oder am Frosch, es war immer die gleiche Klangfarbe, die gleiche Kraft und der gleiche Kontakt mit der Saite, gerade, wie er es brauchte.

Nach dem Konzert kaufte ich mir sofort seine Methode und begann sie zu studieren: Wie man den Bogen halten sollte, wie man vibrieren sollte. Alles war natürlich für die Geige geschrieben und hatte mit dem Cello nichts zu tun.

Paris le 27 Juin 1927

7 rue Gounod

Cheer Monsieur

Votre André a eu un très beau premier
prix et grandement mérité. J'en suis depuis
longtemps fier et cela m'a servi sans en parler
à mon élève. J'attends votre visite afin
de lui parler de l'exercice d'André. Je reste
à Paris jusqu'au 13 juillet. Vous me
trouvez toujours dans la matinée en me
fixant au préalable l'heure.

Avec, cher Monsieur, l'assurance de
mes meilleurs sentiments
J. Loef

Nachdem ich nun nie einen hervorragenden Cellolehrer gehabt hatte, machte mir das großen Eindruck. Niemand hatte mir jemals gesagt, wie man den Bogen halten sollte oder was man dabei tun sollte, mit welchen Bewegungen und auf welche Weise. Mir war nur aufgetragen worden, dieses oder jenes Konzert zu lernen, wobei sich dann die Regieanweisungen auf »zu hoch!« oder »zu tief!«, schneller oder langsamer zu spielen, beschränkten – *nie* war mir die Bogenführung exakt erklärt worden.

Ich habe also diese Methode studiert, und dabei kam mir die Idee, dass sich alles das, was Fleisch für die Geige sagte, doch auch sehr gut auf das Cello übertragen lassen müsste.

Da bisher kein Cellist an alle diese Dinge gedacht hatte, die Fleisch sich für die Geige überlegt hatte, musste man doch als Cellist darangehen, diese Ideen auch unserem Instrument zugute kommen zu lassen. Ich versuchte also, Prinzipien dieser Methode auf das Cello zu übertragen – natürlich

nicht alles, sondern hauptsächlich das, was die Bogenführung betraf, ebenso wie das Vibrato.

Ich ging also damals daran, *meine* Art zu spielen zu entwickeln, meine Art als Imitation von Fleisch, könnte man sagen. Ich versuchte, seine Technik der Bogenführung dem Cello anzupassen und sein Vibrato zu üben.

Das war nach meinem Auftritt bei den »Concerts Colonne«, und ich konnte daraufhin für eineinhalb Jahre weder vibrieren noch den Bogen führen. Ich habe wirklich eineinhalb Jahre gebraucht, um wieder vernünftig spielen zu können, wobei ich nach sechs Monaten *weder* so spielen konnte, wie ich vorher gespielt hatte, *noch* war ich mit den neuen Ideen zurande gekommen. Manchmal war ich wirklich ganz verzweifelt.

Ich erinnere mich zum Beispiel daran, lange Noten nach der Uhr geübt zu haben, jede Bogenlänge eine ganze Minute lang! Auf diese Art eine Tonleiter über das ganze Cello zu spielen, das ist eine ganz schöne Anstrengung!

Ich hatte auch einen Weg gefunden, mein Vibrato zu üben, ich wollte nämlich nicht, wie die meisten Cellisten, aus dem Arm vibrieren sondern auch mit dem Handgelenk, so wie Fleisch es erklärt hatte – meine eigene Erfindung war das nicht. Nach einiger Zeit konnte ich dann weder mit dem Arm, noch mit dem Handgelenk vibrieren, ich wusste nicht, wie ich die Finger aufstellen sollte – kurzum, das war eine sehr, sehr düstere Zeit, was mein Cellospiel betraf, und dabei war es wahrscheinlich ein Glück, dass ich damals kaum Konzerttermine hatte.

Es war ungefähr zwei Jahre nach dem Conservatoire, als ich meine Technik so von Grund auf neu überarbeitete, und zwar allein, auf meine Art – deswegen sagte ich vorher, dass es vielleicht ein Glück war, keinen guten Lehrer gehabt zu haben, ein solcher hätte mir diese Freiheit nämlich wahrscheinlich nicht gelassen, hätte mir bestimmt seine eigene Methode beigebracht. Klengel zum Beispiel: Vielleicht hätte ich durch ihn eine wunderbare Technik der linken Hand erreicht, aber auf seine Weise; ich wäre nie dazugekommen, mich selbst so mit der Bogenführung zu beschäftigen, wenn ich mich einem Lehrer voll anvertraut hätte.

Ich hatte wirklich niemanden, ich musste mich ganz alleine durchbeißen. Ich habe also geübt, gesucht, ausprobiert und überlegt; dieses wollte ich so machen, jenes wieder anders – und all das kostete mich viel Zeit. Ich habe von eineinhalb Jahren gesprochen, die ich brauchte, bis ich wieder spielen konnte, in Wirklichkeit ging es natürlich weiter, es dauerte noch lang, bis diese neue Technik, die ich mir da zurechtgelegt hatte, zur Gewohnheit wurde.

Später freute es mich immer wieder, wenn ich mit Orchester spielte, dass oft Geiger zu mir kamen und mich fragten, bei wem ich denn studiert hätte (keine Cellisten, da die mich ja von ihren Plätzen aus nicht sehen konnten!), und ich antwortete: »Bei Fleisch!«.

Ich war allein darüber schon froh, dass ich nach dieser Phase der Unsicherheit nun das Gefühl haben durfte, meine Zeit nicht vergeudet, sondern meine eigene Spielweise gefunden zu haben.

Erzählen Sie noch ein wenig von den ersten Pariser Jahren.

Zu dieser Zeit hatte ich wirklich sehr wenig Geld und lebte allein in einem Zimmer, wobei mich das Alleinsein nie sehr gestört hat – ich bin jemand, der gut alleine leben kann, das war auch damals schon so, in meiner Jugend.

Natürlich habe ich auch gerne Gesellschaft, aber ich kann sehr gut allein sein, ich hatte nie jemanden, der sich in diesem Sinne um mich gekümmert hätte. Ich habe das auch nie bei meinen Freunden gesucht, ich bin einfach immer auf *die* Leute zugegangen, die mir sympathisch waren.

So bin ich auch geblieben, ich verkehre nur mit Leuten, die ich gerne habe und zu denen ich mich hingezogen fühle, mit den anderen verkehre ich nicht.

Natürlich war ich damals nicht völlig allein. Ich wohnte allein, aber ich hatte überall Freunde, vom Konservatorium, vom Orchester – man ist ja im Leben fast immer von Leuten umgeben.

Für einen jungen Burschen war es damals nicht einfach in Paris, denn ich verdiente wenig. An eine Episode erinnere ich mich mit Schmunzeln: Als ich zur Prüfung am Conservatoire antreten sollte, verlangte man das Konzert von Dvořák. Ich verdiente 25 Francs am Tag, die Noten dazu kosteten aber 75 Francs, und bis ich dieses Geld zusammengespart hatte, musste ich aus der Klavierstimme eines Kollegen üben. Aber sehen Sie, das störte mich überhaupt nicht, ich war nie besonders an Geld interessiert; es hat mich auch nicht gestört, manchmal in der Nacht für den Heimweg lange Fußmärsche in Kauf nehmen zu müssen, da die Metro 50 Centimes kostete und ich mir diese sparen wollte – dass ich zugleich meine Schuhe abnützte, daran dachte ich damals nicht.

Was allerdings das Pariser Leben dieser Zeit betrifft, davon habe ich wenig mitbekommen, ich war nur ein kleiner Landjunge in der Stadt mit ein paar Freunden vom Conservatoire, von allem anderen war ich weit entfernt.

Später, nachdem ich das Konzert mit dem Orchestre Colonne gespielt hatte, veränderte sich meine Situation schon ein wenig, ich spielte in einem größeren Orchester im Paramount-Lichtspieltheater und verdiente eigentlich recht gut.